

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 7

Artikel: Adalbert Stifter
Autor: Kienzl, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Adalbert Stifter

Von Hermann Kienzl

Dem Stolze ihres Landes errichtet die „Gesellschaft zur Förderung der deutschen Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ ein Denkmal. In zwanzig Bänden, von denen bisher vier die Presse verließen, wird die kritische Gesamtausgabe der Schriften Stifters erscheinen. Einem Dauernd-Bedeutenden wird damit sein gutes Recht.

Eine vorzügliche Auswahl liegt jetzt vor. Sie ist in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ des deutschen Verlagshauses Bong & Co. in sechs Teilen und drei Bänden erschienen. Der Herausgeber Gustav Wilhelm hat in die würdig ausgestattete Ausgabe aufgenommen: Selbstverständlich die gesamten „Studien“ und „Bunten Steine“, einen Teil der Erzählungen, zwei prachtvolle Kapitel des Romans „Nachsommer“ und — eine wesentliche Erweiterung der bisherigen Stifter-Ausgaben — viele aus verschollenen Zeitschriften aufgelesene Skizzen und Zeitungsartikel über Literatur, Politik und Kunst.

Dieser Neuzuwachs ist von besonderem Werte. Er ergänzt das Bild von Stifters Persönlichkeit. Von mehr als persönlichem Interesse sind seine für die „Linger Zeitung“ geschriebenen Rezensionen über Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereins. Stifter war selbst Maler, ja bis ins reife Mannesalter glaubte er, in der Schriftstellerei nur Dilettant, in der Malerei Künstler zu sein... Bezeichnend für den Dichter der „Studien“ ist seine Gegnerschaft gegen die allegorischen Maler (Kaulbach). Sehr lesenswert ist auch der Aufsatz „Über die Beziehungen des Theaters zum Volke“. Dramatische Entwürfe Stifters, von denen seine Briefe Andeutungen machen, blieben im Kopfe stecken. In der genannten Schrift strömt aber eine tiefe Liebe zum Theater aus. Die Abhandlung beginnt mit dem Satze: „Den größten Anteil nimmt der Mensch immer wieder nur an den Menschen“. Diese theoretische Erkenntnis ist nicht ohne Belang, weil gerade Stifter in Buch und Bild den Menschen oft nur als Staffage behandelte.

Aus dem „Witiko“, so langweilig der Roman als ganzes ist, hätte die Wilhelmsche Auswahl doch wohl ein charakteristisches Bruchstück aufnehmen

sollen. Für einen noch wichtigern Bestandteil der „Werke“ von Adalbert Stifter jedoch halte ich seine Briefe. Ihr Abdruck, den die große Prager Ausgabe vorbereitet, mag hier nicht gestattet worden sein. Doch hat der Herausgeber die im Stifter-Archiv zu Prag gesammelten Briefe für das Lebensbild Stifters, für die Einleitungen zu den einzelnen Werken und für die Anmerkungen im Anhang vielfach benutzt. Dank diesen Quellen drang Gustav Wilhelms literarische Arbeit über den heutigen Stand der Forschung zu neuen Ergebnissen vor. Stifter selbst hatte in den letzten Lebensjahren die Absicht, seine Briefe gesichtet herauszugeben, damit nicht später „seine Züge vom Eifer der Veröffentlichter verwischt und verneblt“ würden. Es lebt in der Tat ein Teil von seiner besten Kraft in seinen Briefen. Besonders in der vieljährigen Korrespondenz mit seinem Freunde und Verleger Heckenast und mit der Schwester des Dichters Eichendorff.

Aus Gustav Wilhelms Darstellung, die sich auf diese jüngst erschlossenen Urkunden stützt, fällt manches neue Licht auf das Leben Adalbert Stifters. Armut und Entsagung waren seine Begleiter von der Wiege bis zum Grabe. Und doch hat er sich — nicht nur in seiner Dichtung — dem Ideale eines „reinen, einfachen, bewußten und abgeschlossenen Lebens“ („Nachsommer“) nahegehalten. Als ihm Fanni Greipel, die Jugendliebe, die einzige Liebe seines Lebens, durch einen andern Mann und wenige Jahre später durch den Tod entrisen war, hielt er der „Geliebten seiner Ideen“ die Treue in allen seinen Dichtungen. Noch dreißig Jahre später, kurz vor dem eigenen Erlöschen, tauchten ihm nebelhaft und rührend die Züge des lieben Mädchens auf. Und wir lesen in dem Briefe an Fanni vom Jahre 1835, den er schrieb, nachdem er sich mit Amalia Mohaupt verlobt hatte: . . . „daß ich, als ich Amalien das Wort künftiger Ehe gegeben, nach Hause ging und auf dem Kissen meines Bettes unendlich weinte — um Dich“. Stifters hohes moralisches Pflichtgefühl läßt ihn in der Ehe mit der sorglichen, aber geistig unebenbürtigen Frau in Dankbarkeit und Treue Anker werfen. Das Philisterium spinnt ihn ein. Konnte es das? Aus seinem kleinbürgerlichen Dasein heraus ruft Stifter immer wieder: „Das höchste irdische Gut ist die Kunst, die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes. Alles andere: Wohlfahrt, Handel, Gewerbe, ja der Staat selbst ist nur Mittel und steht unterhalb der Kunst“. Als er endlich Schulinspektor in Linz an der Donau geworden und gegen äußerste

Notdurft geschützt ist, verzagt er fast unter dem Mangel geistiger Freuden und schreibt an Hedenaß: „Der Masse der Linzer gegenüber dürfte ich eben-
sogut ein Seifensieder als ein Dichter sein“.

Ach dieses Amt! Heute ist man in Österreich vorsichtiger, wenn nicht verständnisvoller geworden. Man hat jetzt dem jungen Bartsch und noch manchem andern Talente von Staats wegen die Gunst der Lage geschaffen, ihre künstlerischen Kräfte auszuleben. Stifter mußte in langen, dumpfen Jahrzehnten seufzen. Nach schweren Schicksalsschlägen könnte er, schreibt er, von der Arbeit den innern Frieden wieder erlangen, aber „geliebte Arbeit“ müßte es sein, nicht die in seinem Amte. — „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labjal . . . Es nagt an meinem Herzen, wenn ich die bedeutungslosesten Zeilen schreiben muß, während Reineres, Schöneres im Haupt und Gemüte drängt“.

Erst zwei Jahre vor seinem Tode wurde Stifter, dem Klassiker deutscher Prosa, durch Gewährung der vollen Pension die äußere Möglichkeit sorglosen Schaffens gegeben. Doch für einen schöpferischen Nachsommer, nach dem er sich immer hoffend gesehnt hatte, war es zu spät. Schon litt der Dichter qualvoll am Lebertrebs. In der Nacht vom 28. zum 29. Januar 1868 machte er seinem Dasein mit dem Rasiermesser ein Ende. Er, der gute Christ. Er, der die freundliche Gewohnheit des Daseins geliebt hatte und wie wenige befähigt war, die Schönheit der Erde zu genießen und zu preisen.

Die glücklichste Zeit im Leben Stifters war es — und die fruchtbarste des Dichters — als er sich in Wien, darben, aber froh, mit Privatlektionen durchschlug. Gustav Wilhelm druckte aus diesen Tagen einen bisher nicht veröffentlichten Brief von Hieronymus Vorn an Moriz Hartmann ab. Vorn hatte Stifter im April 1845 besucht. „Er wohnt wie ein Poet und scheint auch wie ein solcher zu leben. Eine Dachstube, die keine andere Aussicht zuläßt als auf den Himmel (siehe Stifters Erzählung „Der Kondor“, Anm. des Verfassers), an den Wänden Landschaften von ihm mit dem Pinsel statt mit der Feder, freilich nicht in gleicher Vortrefflichkeit gewählt; kein Spiegel, kein Sofa, kein Schmuck, keine Bequemlichkeit, im ganzen Zimmer nichts als ein Tisch und zwei Strohessel, so wohnt er und schreibt er, und wenn er müde, wartet seiner im Nebenzimmer eine junge hübsche Frau, die er sehr liebt, obwohl sie eher spießbürgerlich als poesieempfänglich zu sein scheint.

Dabei keine Kinder und nichts von sonstiger häuslicher Misere (!), jede Zeile mit Geld (?) und Ruhm bezahlt und Muße und Muse, beides (?) zu erwerben — der Mann kann sehr glücklich sein. Auch habe ich nie einen Menschen gesehen, der so identisch wäre mit seinen Büchern, er lebt und spricht, als wäre er nichts als eine Novelle, die er selber geschrieben; nur aussehen tut er nicht so, er ist breit und corpulent und gleicht einem bierliebenden Schustermeister.“

Im Sommer 1867, kurz vor seinem Tode, empfing Stifter den Besuch eines anderen Dichterkollegen, des ihm artverwandtesten: Peter Rosegggers. Von Rosegggers Bericht hier einige Sätze: „Ich sah die Blässe und die feinen Furchen und eine Art von Harm auf seinem Antlitz; das war nicht das heiterbehäbige, volle Gesicht, welches den „Studien“ als Titelfupfer beigegeben ist. Ich sah die Silberfäden in seinem Backenbart und in den Locken des Hauptes, auf das eben die Sonnenstrahlen fielen. Aber die Strahlen taugten ihm nicht, er ließ die Fensterrollen nieder. Und nun wir eingehüllt waren und keinen Sommer mehr sahen, hub er an, recht vom Sommer zu sprechen . . . Nie zuvor auf meinen einsamen Wegen habe ich die Natur in solcher Schöne geschaut als hier in der Stube des alten Mannes, dessen Worte mich wie ein Zauberglöcklein in den Traum wiegten.“

Die moderne Stifter-Kritik wird aus den Werken des Träumers und Walddichters („Treuer Dolmetsch der Natur“ nennt ihn Betty Paoli) immer mehr Samenkörner von Ideen entdecken, die Stifter naiv ausgestreut hat, und die uns heute zeitgemäß geworden sind. Das Vorwort der Bongschens Ausgabe weist nicht auf alle bemerkenswerten hin. Bekannt ist, daß Stifter in seinem Erziehungsroman „Nachsommer“ die Ausbildung zur freien Persönlichkeit fordert: „Ich wiederhole, daß der Mensch seinen Lebensweg um seiner selbst willen zur vollständigen Erfüllung seiner Kräfte wählen soll. Es wäre die schwerste Sünde, seinen Weg nur dazu zu wählen, wie man sich oft ausdrückt, der Menschheit nützlich zu werden. Man gäbe sich selber auf und müßte in den meisten Fällen sein Pfund vergraben“. Wir verstehen, daß Nießsche diesen Roman aus der ganzen jüngeren Literatur bewundernd hervorhob, dieses selbe Buch, das Hebbel, Stifters bitteren Feind, zu dem Witz reizte, er verspreche die Königskrone Polens einem jeden, der es zu Ende lesen würde.

Dem Evangelium der alleinseigmachenden Arbeit widerspricht Stifter; die rohe körperliche Arbeit lasse die besseren Kräfte der meisten Menschen verkümmern.

Das Frauenideal Stifters war, lange vor den Zeiten der Frauenbewegung, gerüstet mit den Waffen des Geistes wie der Mann, aber voll Weiblichkeit und Hingebung. Dieser Dichter der Strickstrumpf- und der Schmachtlöckenperiode eifert (in „Feldblumen“) gegen die „weiblichen Handarbeiten“, gegen die Vorurteile, die der wissenschaftlichen Bildung der Frau im Wege standen. „Dann haben sie ein anderes Zauberwort, mit dem sie sich tragen und alles abfertigen: Die Häuslichkeit. Diese Häuslichkeit aber ist ein Hinfürten an Bändern und Kram. . . . Selbst die Erfüllung der Mutterpflicht schließt nicht den Kreis des Weibes. Ist es nicht auch um seiner selbst willen da?“

Stifters „Studien“ sind immergrün wie die Bäume seines Hochwaldes. Aber man soll den stillen Dichter auch als einen Bergprediger im Weltgetriebe erkennen lernen.

Neue schweizerische Lyrik

Drei Gedichte von Emil Schibli

I.

Es weht kein Hauch. Ich bin allein
in früher Stund. Der Himmel glänzt
noch wundersam im Sternenschein.

Die müde Nacht träumt um mich her.
Und also fromm ist mir zu Mut,
als ob ich tief im Beten wär.

Es ist so leis. Ich warte still,
dieweil sich nun in junger Kraft
der liebe Tag erheben will.

II.

Meine Augen gehen weit
über eine sonnengoldne Felsenwand
und das traumumfängen, tiefe, schöne Land
in die Erdenherrlichkeit!